

# Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 202.

Mittwoch, 30. August.

1916.

## Frau Minchens Narretei.

(22. Fortsetzung.)

Humoristischer Roman von Käte van Beek.

(Nachdruck verboten.)

Dahinein fiel nun das liebevolle Interesse der vornehmsten, gütigen Frau Amalie wie ein Funke in ein Pulverfass. Alle angehämmelte Zärtlichkeit loderte in heißen Flammen zu dieser hin. Fränze fand bei ihr, wonach sie in all dieser Zeit gedürstet hatte, Anerkennung, Interesse, Zärtlichkeit und Verständnis. Natürlich bis auf den einen Punkt, der wie ein finsterer Abgrund in Fränzes Herz lag, und in den sie auch die vorsichtigen, klugen Blicke und Fragen der liebevollen Frau nicht eindringen ließ. Aber gerade daraus schloß diese, daß da ein ergründenswerter Fall vorliege und wurde immer fester entschlossen, ihn wirklich zu ergründen. Nur Geduld und Stetigkeit, dann kam man überall zum Ziel, und diese beiden schäbenwerteten Eigenschaften hatte die Freifrau im Laufe ihres reichbewegten Lebens gelernt, — zwar spät, aber hoffentlich nicht zu spät.

Mittlerweile war Eugen eingetroffen. Vater und Mutter erschraken; er sah wie ein Gespenst aus, mager, farblos, mit hohlen, heißen Augen und trockenen Lippen. Frau Minchen machte ihrem Mann heftige Vorwürfe. „Das ist deine Schuld! Dein harter Wille hat den armen Jungen fast auf den Tod gebracht. In Sehnsucht hat er sich verzehrt. Er besitzt das warme Herz seiner Mutter, er ist mein echter Sohn! Ich will ihn glücklich sehen, unter allen Bedingungen.“

Der Vater seufzte. Seine letzten Hoffnungen erloschen. Der sah nicht aus, als wenn sein Sinn sich ändern wollte, der war verliebt wie ein Narr und konnte in sein Verderben, selbst wenn er mit offenen Augen gesehen hätte, daß es sein Verderben sei. Und dabei hatte er das ganze Weibervolk auf seiner Seite. Es war hoffnungsglos, daß Unfratzt siegte. An der schwächsten Stelle seines blühenden Aders hatte es sich festgesetzt, diese erobert und sich damit seinen Standpunkt gesichert. Gut, da war nun nichts mehr zu machen, aber weiter sollte es auch nicht kommen. Er wollte es schon beschränken auf das magere Terrain! Die Lumpenbagage sollte doch die Rechnung ohne den Wirt gemacht haben.

Ludovika seufzte übrigens ebenso wie er. Die beiden begegneten sich immer in ihren Gefüßen, wenn sie auch von verschiedenen Standpunkten ausgingen. Ludovika seufzte bei dem Gedanken, die Frau dieses Mannes zu werden. All ihre kühlen, klugen Berechnungen, der so hübsch abgerundete Vorschlag, sich unter allen Verhältnissen zu verheiraten, wollten Schiffbruch leiden vor der Erscheinung und der Art dieses Zukünftigen. Wenn die kluge, überredhame Mama jetzt nicht dagewesen wäre, so hätte sie vielleicht einen Gewaltstreit gemacht, die solide, sichere Zukunft im Stich gelassen und sich auf gut Glück wieder in die verrotteten, unsicheren Berliner Verhältnisse geflüchtet.

Aber nun stand die Freifrau dahinter. Sie wußte aus Erfahrung, daß der Sherling in der Hand besser sei als die Taube auf dem Dach. Sie hatte schon zu

viel Tauben davonflattern sehen und sie mahnte die ungebärdige Tochter an solch unsichere Flatterhaftigkeit, unter der sie sich auch schon die stolzen Lippen blutig gebissen.

Da beugte sich Ludovika der mütterlichen Klugheit und die Verlobung wurde veröffentlicht. Eugen kam auf das Vorwerk, das er fortan verwaltete und auf dem das junge Paar wohnen sollte. Der Vater stellte alles gleich fest. Diesmal sogar ohne Rücksprache mit seiner Frau und ohne nach deren Wünschen zu fragen. Die Schmarotzerpflanze sollte klar schen, was ihrer wartete, daß es vorläufig, so lange er lebte, nichts mit der großen Herrschaft und Herrlichkeit würde, sondern alles im bescheidenen Stile bliebe, ganz so wie er und sein Minchen es auch seinerzeit gehabt hatten, kein Tota mehr.

Eugen war mit allem zufrieden. Er hätte auch in einer Köhlerhütte sein Glück gefunden, wenn Ludovika es mit ihm teilte. Praktischen Sinn bezog er gar keinen, ebenso wenig wie Empfindung für verfeinerte Lebensgenüsse; er brauchte für sich fast nichts und machte daher auch keine Ansprüche.

Ludovika knirschte mit den Zähnen und erklärte der Mama leidenschaftlich, daß sie nicht in das Armeleutehaus ziehe und kein Arbeitsweib werden wolle. Sie löse die Verlobung — sie —. Die Kreifrau lächelte: „Läß dich doch nicht ins Bodshorn jagen, Kind. Der Alte will dich nur ängstigen und dazu freiben, wozu du in deinem Ungestüm fähig wärst. Sitzt nur fest im Sattel, dann machen wir es, wie wir wollen und mein treuer, kluger Bruder muß sich ducken. Ich finde schon Mittel, um unsere Stellung zu sichern.“

Kurz vor Veröffentlichung der Verlobung traf Fee wieder zu Hause ein. Es war mittlerweile auch in Ostpreußen Frühling geworden und Herr Schmeichler, der sich in Wiesbaden mit seinem Rheumatismus so gründlich auseinandergesetzt hatte, daß er nun wieder mit frischen Kräften an seine landwirtschaftliche Tätigkeit gehen konnte, drängte schon lange auf die Rückkehr. Aber Frau Verta war dann immer mit dem Hinweis auf das rauhe Heimatklima gekommen, dem man seine und Fees kaum gefestigte Gesundheit noch nicht aussetzen könnte, und damit hatte er sich dann beruhigen müssen.

In Wirklichkeit fühlten die genannten beiden Patientin sich so frisch und gesund, daß von Schonung keine Rede sein durste. Besonders Fee, die diese Wochen dazu benutzt hatte, um endlich das zu werden, was Tante Verta seit Jahren von ihr erhoffte und prophezeite, ein prachtvoll gewachsenes Mädchen von ganz eigenartigem Reiz und stolzer Anmut. Der Schmetterling war endlich aus der Raupe gekrochen. Er hatte sich lange Zeit dazu gelassen, aber dann war es auf einmal mit voller Macht und in überraschender Lieblichkeit gekommen.

Alles hatte in diesen Wiesbadener Wochen zusammengewirkt, um das ungelenke, unfertige und un-

schöne Landkind so durchgreifend zu verändern, daß der Vater, der natürlich seinen Goldfasan schon in Königsberg auf dem Bahnhof empfing, mit weitgeöffneten Augen einen Schritt zurücktrat und statt eines normalen Willkommgrußes nur ein „Gottsdonner!“ über die Lippen brachte.

Da hing Fee auch schon an seinem Halse, lachte und weinte ein bisschen, herzte und küßte ihn und rief dazwischen immer wieder: „Himmlisch war es, Vaterchen! Ach, wie ist die Welt schön! Aber so schön wie hier in der alten Heimat ist es doch nirgends auf Erden!“

Schweichlers lachten, der Vater schmunzelte und nickte und sah nur immer sein Mädel an. Herrgott, war das denn wirklich sein Goldfasan? — Ja, die goldenen Haare waren noch dieselben, aber, — sieh, sieh! Wie die Löckchen jetzt die weiße Stirne umrahmten, wie sie sich bauschten und zierlich geordnet waren. Und das in der Krankheit so lang und blaß gewordene Gesicht jetzt so rund und rosig, die schmale, hochaufgeschossene Gestalt voll und kräftig. Ganz anders sah sein Kind aus, fast fremd, — fast fremd! — Nur der rote Mund plauderte noch im alten, vertrauten Ton und in den goldbraunschimmernden Augen der alte, klare Blick.

Tante Berta sah mit heimlichem Stolz triumphierend auf Fees Verschönerung. Halb und halb hatte sie das Gefühl, die alleinige Urheberin dessen zu sein, was den Vater in stummes Erstaunen versetzte und Frau Minchen so wie deren ganzer Umgebung imponieren sollte und mußte. Endlich würde die störrische Frau nun wohl einsehen, daß die Freundin immer recht gehabt, wenn sie von dem häßlichen Entlein einen stolzen, schönen Schwan erwartete.

Schön? Nun, das war vielleicht zu viel gesagt und nach Frau Minchens Puppenschönheitsbegriffen würde es wohl nicht ausreichen, denn Fees Reiz hatte einen viel besondereren Charakter als den der Formvollendung und Farbenpracht. Es war alles so rein und frisch, so jungfräulich stolz und feusch an ihr; die Haut blütenartig wie der Frühling und das Zusammenwirken des goldroten Haars mit den dunklen Augen von ganz entzückender Wirkung. Und die kraftvolle und zugleich anmutige Gestalt, das Lächeln, der Blick, — es war unmöglich, Fee in ihrer blühenden, holden Jugendfrische nicht reizend zu finden.

Die Tante Berta wenigstens fand sie reizend, und sie tat das nicht allein. Alle Leute, mit denen das Badeladen sie zusammengeführt hatte, fanden das auch, alle, — und besonders einer.

Die Mutter Rolf Schweichlers lächelte leise und glücklich vor sich hin, wenn sie daran dachte. Es war wirklich alles gekommen, wie sie es gewünscht hatte. Natürlich noch nicht voll entwickelt und fertig, wenigstens nicht in Fee. Aber das stand auch nicht zu erwarten. Fee war eben erst zum Leben erwacht, sie hatte oft noch etwas Traumwandelndes, still in sich Verjunkenes, das sie wie in heimlichen Bänden hielt und gegen manches, was ihr nahtreten wollte, vollkommen abschloß. Daher war wohl auch ihr Benehmen zu dem Kindheitsgenossen noch ganz in den Grenzen der Freundschaft geblieben, freilich einer Freundschaft, über die die junge Liebe leise hinzag wie Veilchenduft über Wiesengründe, noch in der Knospe, noch unter dem Grün eines unbewußten Hoffens versteckt, aber doch schon das wonnige Werden zärtlich verratend.

Welch herrliche Wochen waren das für Frau Berta gewesen, wirkliche Frühlingswochen, wenn es auch draußen noch manchmal winterlich gestürmt und mit den Venesteggen gezaudert hatte. Aber drinnen sah sie ihr geliebtes Pflegedötterchen körperlich und geistig aufzublühen, sich entfalten und mit dem ganzen leidenschaftlichen Interesse der Jugend Eindrücke in sich aufnehmen, verarbeiten und sich daran bilden. Daneben ein schüchternes Erwachen weiblicher Titelkeit, auch noch in der Knospe, aber unter dem Sonnenchein der liebevollen Anerkennung und Teilnahme, die man ihr entgegenbrachte gerade so weit aufzuhängen, wie es nötig

war, um Freude an sich zu finden und sich für Toilette, Körperpflege und Zierlichkeit zu interessieren.

Ehe das nicht etwas im Gange war, hatte die fluge Mutter den Sohn nicht nach Wiesbaden kommen lassen. Sie wollte durchaus nicht Vorziehung und Heiratsvermittlerin spielen, nicht um die Welt, aber trotzdem brauchte man nicht ungeschickt zu sein und das liebe Kind nicht in seiner unvorteilhaftesten Verfassung zu präsentieren.

Aber Rolf Schweichler erst zum Besuch der Eltern eingeladen worden, als Vater schon die schlimmste Zeit der Kur und Fee ausreichende Erholung hinter sich hatte und das Bierkleebatt verlebte dann herrliche Wochen in so voller Harmonie, so feinem Genuss alles Schönen und Großen, solch warmer Lebensfreude wie Fees sie zu Hause nie gekannt hatte und darüber fast alles Heimweh vergaß.

Aber heimlich saß doch immer ein Stückchen davon in ihrem Herzen. Mitten in der höchsten Bewunderung des lieblichen Taunusgebirges, des rauschenden, sagenumwobenen Rheines, der wohlgeflogten Schönheit des Kurortes kam plötzlich ein sehnsüchtiger und doch stolzer Blick in die braunen Augen und manchmal sagte sie leise, halb trocken: „Aber bei uns ist es doch noch schöner. Die weiten grünen Wiesen und Felder, wenn die blühen und reifen, dann klopft einem das Herz vor Wonne! Und unser Wald, unser mächtiger Waldb! Ach, Rolf, ich möchte doch nirgends anders leben als in unserer Heimat!“

Dann hatte Rolf glücklich genickt: „Ja, Fee, das wollen wir auch!“ Und fest die Lippen zusammengebissen, um nicht mehr zu sagen.

Die Mutter hatte ihn davor gewarnt und er fühlte selbst, daß Fee noch weit, weit von dem stand, was ihm beim Zusammensein mit ihr das Herz so heiz und selig schlagen machte. Er wußte selbst nicht, wie das so schnell über ihn gekommen war. Vor kaum Jahresfrist, damals am Einsegnungstage, hatte sie ihm noch ganz kindisch und reizlos geschienen und das Herchen Fränze hatte ihn mit ihren Blicken und ihrem Geplauder so bestreikt, daß er der Nachbarin zur Rechten fast ganz vergaß. Das arme, süße Ding war still von der Festtafel fortgeschlichen, ohne daß er es merkte! Jetzt konnte er sich das gar nicht verzeihen und begriff es auch kaum. Die Erinnerung daran veinigte ihn oft und einmal hatte er Fees Hand ergriffen und gefragt: „Bist du mir auch nicht böse, Fee, daß ich dich damals an deinem Einsegnungstage so vernachlässigte? Ich kann es mir gar nicht vergessen, daß du plötzlich verschwunden warst, niemand wußte wohin?“

Ihre Hand hatte in der seinen gezuckt, sie war erst dunkelfrot und dann ganz blaß geworden und in eine so wunderliche Verwirrung geraten, daß er seitdem die geheime Hoffnung nährte, sie wäre damals auf Fränze eifersüchtig gewesen und sei zu stola, um die Erinnerung daran zu ertragen. Sie blieb auch die Antwort auf seine Frage schuldig und war an jenem Tage so still und schen, daß er nie mehr wagte, auf die Sache zurückzukommen. Seine Mutter hatte wohl recht, man mußte mit ihr vorsichtig sein und zart und langsam um sie werben. Sie war so ganz anders als alle Mädchen, die er sonst kannte, immer noch halbes Kind und dabei doch voll erblüht und manchmal so reif in holder, fluger Weiblichkeit. Er liebte sie, liebte sie wie seine Heimat, aus deren Boden sie erblüht war und deren herbe, reine Frische sie in sich trug. Ja, er meinte sogar, daß er sie schon immer geliebt habe, all die Jahre ihrer Kindheit hindurch, das wilde, trockige Stotköschen, das immer klar wie ein Quell, ungebärdig wie ein junges Füllchen und dabei weich und zart wie eine Frühlingsblüte gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)



Was ist des Weibes ganze Klugheit und Stärke? Liebe. Und was ist seine ganze Torheit und Schwäche? Auch wieder Liebe. Reichel.

# Auf der Pilzsuche.

Von Franz Pfüger.

Unsere heimischen Speisepilze sind nicht nur ein wohlschmeidendes und unseren besten Gemüßen gleichwertiges Nahrungsmittel, sondern auch, falls man sie selbst sammeln kann, ein recht billiges. Das ist in den jetzigen Zeiten allgemeiner Lebensmittelknappheit und Teuerung eine recht wesentliche Sache, und so werden sich denn in diesem Jahre, das glücklicherweise ein gutes Pilzjahr ist, recht viele aufmachen, um die Schäke zu bergen, die uns die Natur in Feld und Flur, in Wald und Heide mit freigebiger Hand spendet.

Freilich, die Pilzsuche ist eine Beschäftigung, die recht gewissenhaft ausgeübt werden muß, wenn man sich und die Seinen vor schwerem Schaden bewahren will. Unbedingtes Erfordernis ist eine gründliche Kenntnis unserer Speisepilze und der etwa sieben giftigen Arten, die bei uns vorkommen. Gerade unser giftigster Pilz, der Knollenblätterpilz, sieht in jugendlichem Zustand unseren Champignons verwechselt ähnlich und ist schon so manchesmal aus Versehen mit nach Hause getragen worden. Bei völlig ausgewachsenen Exemplaren ist ja eine Verwechslung so gut wie ausgeschlossen, da sich beide Pilze dann schon durch die Farbe der Lamellen, der strahlenförmig vom Stiel ausgehenden Blätter, ganz auffällig voneinander unterscheiden. Während diese beim Champignon rötlich- bis tief dunkelbraun sind, bleiben sie beim Knollenblätterpilz stets weiß oder gelblichweiß, außerdem kann auch einem wenig geübten Auge die dicke, plötzlich abgesetzte Knolle am Grund des schlanken Stiels nicht entgehen. Dazu kommt noch der charakteristische Geruch, der beim Champignon angenehm mandel- oder nussartig ist, während der Knollenblätterpilz widerlich leichenartig oder auch wie die Triebe überwinterter Kartoffeln riecht. Anders, wenn beide Arten nur wenig entwideli sind. Da ist der Geruchsunterschied kaum wahrnehmbar, die Farbe der Lamellen auch beim geschlossenen Schauchampignon, der zudem noch an demselben Standort wie der Knollenblätterpilz vorkommt, weißlich und die knollenförmige Verdickung des Stiels bei dem Giftpilz wenig in die Erscheinung tretend. Der Knollenblätterpilz ist auch deshalb ein so unheimlicher Geselle, weil schon wenige Exemplare genügen, eine schwere Vergiftung herbeizuführen und die Anzeichen der Krankheit sich erst 10 bis 30 Stunden nach dem Genuss zeigen. Dann ist natürlich das Gift bereits ins Blut übergetreten, und ärztliche Hilfe kommt fast immer zu spät. Neun Zehntel aller Todesfälle, die durch Giftpilze hervorgerufen werden, sind ihm zuzuschreiben.

Bei dem Pilzsammeln, das also mit einiger Sachkenntnis betrieben werden muß, will überdies so manches beachtet sein. Zunächst mache man sich nicht bei Regenwetter auf den Weg, da feuchte Pilze sich schlecht halten und leicht in Fäulnis übergehen, vor allem dann, wenn sie stundenlang in einem Karton getragen, in einem Rucksack gedrückt werden, und zu Hause wohl gar noch längere Zeit in einem warmen Raum stehen bleiben. Dann nehme man nicht alles mit, was einem gerade unter die Finger kommt, nur junge und gesunde Exemplare lohnen das Heimtragen. Alte, trockene, wurmstichige oder in Beziehung begriffene Pilze müssen ja doch vor der Zubereitung weggeworfen werden, wenn man sich nicht einer schweren Gefährdung seiner Gesundheit aussetzen will. Aus dem vorstehenden Grunde halte ich deshalb das Abschneiden der Pilze immer noch für das Empfehlenswerteste, obgleich neuerdings von verschiedenen Seiten gefordert wird, die Pilze beim Entfernen vorsichtig aus der Erde herauszudrehen. Die Frage ist übrigens noch nicht geklärt, und mit der Vorsicht hapert es manchmal. Die Pilze werden einfach herausgerissen, und damit auch ein großer Teil des Pilzefleisches (Mycelium). Schneidet man die Pilze ab, so wird so gut wie kein Schaden angerichtet, und gleichzeitig kann man sich leicht überzeugen, ob der Pilz gesund oder bereits von Maden durchfressen ist.

Ganz besonders aber sei dem Anfänger immer und immer wieder gesagt, nur die Pilze zu nehmen, deren Nam' und Art er absolut sicher kennt. Alle anderen, mögen sie einen noch so vertrauenswürdigen Eindruck machen, soll er ruhig stehen lassen. Aber wohl bemerkt: Stehen lassen! Denn durchaus nicht jeder Pilz, den man gemeinhin für giftig hält, und deshalb im Vorübergehen gerüttelt, verdient diese Bezeichnung.

Ganz besonders häufig betrifft dies verkehrte Vernichtungssystem z. B. nach meiner Erfahrung die Perl- und Pantherpilze (*Amanita rubescens* und *Amanita pantherina*), die in Form und Größe dem Fliegenpilz ähneln, sich aber doch ganz wesentlich von ihm unterscheiden, da ihr Hut graubraun, grautöltich, blauströsig bzw. leber- oder graubraun ist, also nicht das leuchtende Scharlach- oder Feuerrot ihres giftigen Verwandten zeigt. In allen Pilzbüchern findet man sie überdies noch hin und wieder als giftig bezeichnet, das sind sie aber durchaus nicht. Wenn man nur junge Exemplare nimmt, alte sind übrigens stets durch und durch madig, und die Oberhaut abzieht, so erhält man ein außerordentlich wohlschmeidendes und köstliches Gericht.

Sehr empfehlenswert ist es, die gesammelten Schwämme sogleich an Ort und Stelle zu reinigen und je nach Bedarf die Oberhaut abzuziehen, man erspart sich dadurch zu Hause viel Mühe und Verdruss. Gut ist es auch, die Stiele der Länge nach zu durchschneiden und die Hüte zu halbieren, um von Maden durchfressene Stellen zu beseitigen. Blättchen und Röhren, das sog. Hufutter, wegzuschneiden, ist aber — ausgenommen bei älteren Exemplaren — durchaus unnötig, im Gegenteil, gerade diese Fruchtschichten sind reich an Nährstoffen und Nährsalzen. Nicht unwichtig ist schließlich auch die Frage des Transports. Meist werden die Pilze in ein Tuch, in einem Sac oder in ein Netz gesammelt, und darin — von recht praktischen Leuten — wohl gar im Rucksack nach Hause getragen. Das ist allenfalls angängig bei besonders festen Pilzen, u. a. dem Steinpilz und dessen nächsten Verwandten, durchaus aber zu verwerfen bei allen zartsleichen und zerbrechlichen, so dem Champignon, Perl-, Pantherpilz, echtem Kleizler usw. Das beste Sammelgefäß ist und bleibt der Korb, in diesem werden die Pilze nicht gedrückt und zerbrockt, und gleichzeitig kann die Luft frisch zirkulieren. Auch ein Pappkarton, der mit dünnen Holzleisten verstellt ist und an einem breiten Kiemen getragen werden kann, ist zu empfehlen. Will man aber doch Netz, Tuch oder Sac nehmen, so gebrauche man wenigstens die Vorsicht, in dessen Grund ein rundes Breitchen oder den Deckel eines kleinen Körbes zu legen, um die durch diese Transportmittel bedingten Beschädigungen der Pilze einigermaßen zu verhindern.

Zu Hause sehe man die gesammelten Pilze noch einmal durch, reinige sie vollends und bereite sie womöglich noch an demselben Tage zu. Es ist außerordentlich bedeutsam, die Pilze stunden- oder tagelang im warmen Zimmer eng zusammengedrückt, womöglich gar noch in einem geschlossenen Gefäß, stehen zu lassen. Sie versetzen sich infolge ihres reichen Wassergehalts überaus rasch, und so können selbst völlig einwandfreie Pilze schon am nächsten Tage teilweise verdorben sein, abgesehen davon, daß Insektenlarven, die in den Pilzen waren und trok sorgfältiger Prüfung im Wald übersehen wurden, ungestört ihr Verstörfungsverk fortsetzen können. Festere Pilze sind selbstverständlich widerstandsfähiger, aber bei vielen weichen Pilzen ist ein Stehenlassen über Nacht unbedingt zu verwerfen. So dürfte z. B. das weitverbreitete Urteil von der Giftigkeit der Perl- und Pantherpilze daher röhren, daß sie hin und wieder erst am nächsten Tage zubereitet wurden, und dann zu schweren gesundheitlichen Schädigungen führten, weil sie eben schon in Verzersetzung übergegangen waren.

Wer die vorstehenden Worte beachtet, dem wird nicht nur das Pilzsuchen an und für sich viel Freude bereiten, er wird auch bald die „Schwammerl“ als eine recht wohlschmeidende und nahrhafte Rücksicht kennen und schätzen lernen. Die früheren Angaben über den Nährwert der Pilze haben sich zwar als übertrieben herausgestellt, obgleich die Wissenschaft bei diesem schwierigen Kapitel noch lange nicht das letzte Wort gesprochen hat, so viel steht aber fest, daß sie unseren besten Gemüsen völlig gleichwertig sind. Aus diesem Grunde sind alle Veranstaltungen aufs wärmste zu begrüßen, die die Kenntnis unserer heimischen Pilze in immer breitere Schichten unserer Bevölkerung tragen wollen und das vielfach tiefe eingewurzelte Vorurteil gegen den Pilzgenuss bekämpfen. In vielen Gegenden Österreich-Ungarns, Russlands, Italiens, Frankreichs und Süddeutschlands sind die Pilze ein Volksnahrungsmittel im wahrsten Sinne des Wortes, in mittelnord- und westdeutschen Gebieten aber kennt und verwirkt man bestenfalls einige wenige Arten, ja, hier und da begegnet der Pilzgenuss einem ausgesprochenen Widerwillen.

Millionenwerte gehen dadurch unserem Volksvermögen verloren, und das ist um so bedauerlicher in einer Zeit, in der wir wahrlich alle Ursache haben, mit unseren Nahrungsmitteln recht haushälterisch umzugehen.

## ZZ = Bunte Welt. = ZZ

### Aus der Kriegszeit.

**Das Eiserne Kreuz als Schutzzeichen.** Von der Westfront wird uns geschrieben: Verträumt liegt die kleine französische Stadt da, als gebe es keinen Krieg. Auf den Straßen spielen die Kinder harmlos und vergnügt, der Kohlenmann ruft sein eintöniges „charbon“. An den Krieg erinnern nur die Feldgrauen, die aber von den Einwohnern längst nicht mehr als Feinde angesehen werden. Freundliche Grüße werden ausgetauscht, und manches Kind springt einem Soldaten, den es kennt, fröhlich entgegen. Und noch eins erinnert daran, daß man sich immer noch im wilden Ringen befindet: das dumpfe Donnern der Kanonen von der Front her, das plötzlich einsetzt und nach längerer oder kürzerer Dauer plötzlich aufhört. Auß das haben sich die Franzosen längst gewöhnt. Sie gehen wie auch sonst ihrer gewohnten Beschäftigung nach und trösten sich über manche Unbequemlichkeiten und Entbehrungen gleichmäßig mit dem Ausruf: „C'est la guerre!...“ Da wird die friedliche Stille des heißen Sommernachmittags jäh unterbrochen durch ein allen nur zu bekanntes Geräusch: durch das Surren von Propellern! Alles stürzt an die Fenster, auf die Straßen! Manche Frauen sogar in der leichtesten Bekleidung. Flieger kommen! Die Gesichter der Leute nehmen einen verstörten Ausdruck an, und die Blicke scheinen zu fragen: „Sind es Engländer oder Deutsche?“ Der Franzose kennt ja die Engländer; er kennt die rücksichtslosen „Alliierten“, die — wie man daheim aus den Tagessberichten unserer Obersten Heeresleitung weiß — nicht nur deutsche, sondern auch französische und belgische Städte ohne jeden Sinn und Zweck häufig genug mit Fliegerbomben belagern. Und mit welchem Erfolg? Friedliche Franzosen und Belgier, Männer, Frauen und Kinder, müssen ihr Leben lassen oder werden zu Krüppeln. Friedliche Heimstätten werden zerstört, und Eigentum wird vernichtet. Das sind die „Heldenataten“ der Engländer. Daher auch die Angst der Franzosen, die bange Frage, wenn das Surren der Propeller hörbar wird: „Sind es Engländer oder Deutsche?...“ Jetzt kann der Blick des Beobachters einzelne Flugzeuge unterscheiden. Drei — vier — kommen heran, da erscheint noch ein fünfter Apparat! Ein ganzes Geschwader taucht aus den Wolken hervor und nähert sich dem Städtchen. Die Kinder hören auf mit dem Spielen und flüchten in die Häuser, die Passanten verschwinden in den Hauseingängen, als ob sie dort sicherer wären. Auch der Kohlenmann hält sein kleines Gefäß an; er vergibt ganz seinen Ruf „charbon“, der ihm jetzt doch keine Räuber zu führen würde... Das Geschwader macht plötzlich eine kleine Wendung. Wie Miesenvögel liegen die Flugzeuge auf den blauen Sonnenstrahlen. Die grauen Flächen schimmern goldig im Licht, und wie mit einem Schlag ist auch die angstvolle Stimmung der Bevölkerung verschwunden. Denn man hat auf den Flügeln der Riesenbögeln das Eiserne Kreuz erkannt: es sind deutsche Flieger! Es ist die deutsche Luftpolizei, die dort oben ihres Amtes walzt und nicht nur über die Feldgrauen wacht, sondern auch über die verschüchterten Bewohner des feindlichen Landes. Wie ein Aufatmen geht es durch das Städtchen. Die Passanten kommen wieder aus den Torgängen hervor, die Kinder setzen ihr lärmendes Spiel fort, und der Kohlenmann fährt gemächlich weiter. Charbo — n, charbo — n! Alle Angst ist verschwunden, denn dort oben hoch in der Luft wacht der „feindliche“ Deutsche und beschützt die Franzosen vor dem „verbündeten“ Engländer. (Benz. Bln.)

**Die Wachtsparede des Landsturms.** Vom westlichen Kriegsschauplatz wird uns geschrieben: Es ist gegen Mittag. Obwohl heiße Sommersglut in den Straßen liegt, ballen sich auf dem großen Platz der französischen Stadt doch zahlreiche Menschen zusammen, Männer und Frauen und Kinder. Und zahlreiche Feldgrauen mischen sich dazwischen. Ein überaus friedliches Bild. Als sei man garnicht im Kriege, sondern daheim im tiefsten Frieden. Nur die fremden Laute der Babilisten, namentlich das temperamentvolle Schwatzen der Frauen erinnert daran, daß man sich in einer französischen

Stadt befindet. Was ist denn los, daß das Volk so zusammenströmt? Der Landsturm zieht auf Wache. Jeden Mittag, mit Klingendem Spiel. Und das ist jeden Tag wieder ein reizvolles Schauspiel für die Franzosen wie für den kriegerischen Feldgrau. In der Ferne hört man plötzlich die dumpfen Schläge der großen Trommel. Tschingbum! Tschingbum! Jetzt ist auch das Blech zu vernehmen. Und nun wölzt sich eine Riesen Schlange heran. Kein glänzendes Bild wie im Frieden! Kein „bunter Schmetterling“, wie es im Bliencroft'schen Gedichte heißt! Bunte Uniformen gibt es im Kriege nicht mehr, und den glänzenden Helm, der früher jeden Tag so sorgsam gepflegt werden mußte, deutet der graue Überzug. Einzig und allein die Gewehrläufe funkeln ab und an in der Sonne. Aber es ist das drohende Funkeln braunen Metalls. Näher und näher kommt die graue Schlange. Einzelheiten sind erkennbar. Voran geht die „Musik“, das Trommler- und Pfeiferkorps, und dahinter die Musikkapelle: „Ich hab' einen Kameraden, / Einen bessern find'st du nit!“ Der liebe fröhliche Marsch, den wir schon so oft gehört haben, und der uns immer wieder wie etwas Neues erflingt. Daheim pfeifen ihn die Buben, singen ihn die Mädchen auf den Straßen. Hier in Feindesland ist's ebenso. Die kleinen Franzosenbengels singen und pfeifen das Lied genau so wie die Buben daheim: „Die Böglein im Walde, / Sie singen so wunder-wunderschön! / In der Heimat, in der Heimat, / Da gibt's ein Wiederseh'n!“ Was die Kerlchen sich nur dabei denken mögen, wenn sie singen: . . . in der 'eimat, in der 'eimat . . . Jetzt sind die Kompanien auf dem großen Platz angekommen. Alle Zuschauer drängen sich auf die breite Fußgängerinsel. Schnurgerade ausgerichtet marschieren die Gruppen vorüber. Große, stramme Männer sind es, die Landstürmer. Breite, wuchtige Gestalten, die fest ein herschreiten. Der Rücken ist ungebeugt, trost des schweren Tornisters. Die meisten tragen einen dichten Vollbart oder einen gewaltigen „Schnauzer“. Viele Blicke der Bewunderung habe ich gesehen aus manch schönem Frauenauge. Und wahrsch. ein Verkleid ist nicht gerade zugunsten der kleinen, durchweg schwächtigen Franzosen aus. „Achtung!“ — Der Exerzierschritt wird aufgenommen. Der Paradeschritt beginnt. Der die Augen, ihr jungen Rekruten, wenn ihr sehen wollt, wie ein deutscher Paradeschritt gemacht wird! Die Kompanien marschieren mit einer Wucht dahin, daß das Pfaster erdröhlt. Plötzlich erstarrt die große Kolonne. Nirgends mehr eine Bewegung! Die Gruppen schwenken ein. „Achtung!“ — „Präsentiert das — Gewehr!“ Das ist der große Augenblick, auf den die Franzosen neugierig sind. Emsig spähen sie an der langen Front entlang. Aber jeden Tag müssen sie aufs neue zu ihrer großen Verwunderung feststellen, daß auf das Kommando sämtliche Gewehre wie mit einem Ruck in die Präsentierlage fliegen. Wie ist das nur möglich? sagen die Blicke, die von einem zum andern wandern. „Das ist deutscher Scheiß,“ sagen die Blicke der Feldgrauen, die sich jeden Tag über die Gesichter der Franzosen amüsieren, „das ist die Disziplin, durch die Deutschland groß geworden ist!“ — Dröhnen der Schritte marschieren die einzelnen Bataillen jetzt an dem Herrn Hauptmann vorüber. Auch er ist kein junger Mann mehr. Ein langer, schlankweizer Bart umrahmt sein Gesicht. Mit 65 Jahren noch ist er ins Feld gezogen. Aber aufrecht und stramm sieht er auf seinem Gaul, und seine Kommandos erschallen so laut über den Platz, als habe er sein ganzes Leben lang kommandiert. Und seine Augen funkeln wie die eines Jünglings, wenn er seine Landstürmer stramm vorbeimarschieren sieht! — Vorbei ist die „Musik“. Die Menschen zerstreuen sich nach allen Seiten. Das gewohnte Alltagsbild tritt wieder in seine Rechte. Wer eine Wachtsparede des deutschen Landsturms im Felde mitangesehen hat, der vergißt das eigenartige Erlebnis so leicht nicht wieder. (Benz. Bln.)

**Schlechte Geschäftszeit für die englischen Wahrsager.** Während im ersten Kriegsjahre das Geschäft der Wahrsager in den meisten Ländern in beneidenswerter Blüte stand, scheint das Publikum durch die zahlreichen nicht eingetroffenen Friedensprophezeiungen heute von seinem Interesse für die Wahrsagekunst bereits so weit geheilzt zu sein, daß es sich kaum empfehlen dürfte, diesen Beruf zu ergreifen. Wie schlecht es heute um den Geschäftsgang der Wahrsager in England bestellt ist, geht aus dem Tagebuch eines indischen Wahrsagers namens „Rupert de Montmorency“ hervor, der von dem Manchester Polizeigericht wegen seiner schwindlerhaften Künste zu einer Geldstrafe von 200 Mark verurteilt wurde. In dem Tagebuch findet man u. a. die folgenden Bemerkungen: Glasgow schlechter Geschäftsgang; in zwei Wochen nicht mehr als 12 Schilling eingenommen. Cork: nicht empfehlenswert; drei Schilling in vier Tagen. Cardiff: übel; überhaupt kein Geschäft gemacht. Blackpool: nicht gut. Am wohlsten scheint der Wahrsager sich noch in Manchester befunden zu haben, da er dort ungefähr 200 Mark einnahm. Doch sein Unglück wollte, daß diese Summe gerade der Polizeistrafe gleichkommt.